Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2011

Rezensionen und Annotationen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10362

Visual Library

Rezensionen und Annotationen

Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. Berlin: de Gruyter 2010. 281 S. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 7) 99,95 €

Zu Peter Wrucks 75. Geburtstag fand 2007 an der Humboldt-Universität zu Berlin eine wissenschaftliche Tagung statt, die sich den biographischen Texten in Fontanes Werk zuwandte. Peter Wruck, der für die Fontane-Forschung so Herausragendes geleistet hat, konnte die nun publizierte Festschrift nicht mehr selbst entgegennehmen, ist er doch am 2. Dezember 2007 gestorben. Seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten zu Fontane werden in dieser Gedenkschrift immer wieder anerkennend zitiert, denn schon 1983 hatte Wruck z.B. die »Preußenlieder« von 1850, hier besonders den *Alten Dessauer*, auch unter dem Aspekt des Biographischen gewürdigt.

Zwar ist das »Feld der Biographik-Forschung«, das Roland Berbig in seiner kenntnisreichen »Einleitung« (S. 1–7) treffend skizziert, inzwischen »gut bestellt«, aber eingehende Spezialstudien zu Fontane fehlten noch. Das hängt nicht zuletzt mit der Geschichte der Literaturwissenschaft zusammen, in der lange Zeit das Interesse am Biographischen als »positivistisch« und der Beschäftigung mit dem Poetisch-Literarischen als nicht angemessen geziehen wurde. Wer hingegen den neuesten Stand der Publikationen in den historischen Wissenschaften betrachtet, wird erkennen, dass die Biographik inzwischen eine anerkannte wissenschaftliche Disziplin ist, weil neben der Sozial- und Strukturgeschichte auch dem personalen Moment wieder größere Berechtigung zugesprochen wird. (Wie wichtig die Biographie heute als Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft ist, zeigt das von Christian Klein 2009 herausgegebene *Handbuch Biographie*.) In der Fontane-Forschung war die wissenschaftliche Neugier auf das Leben des Autors nie erloschen, wie z.B. die vielen biographischen Studien, es seien nur die von Helmuth Nürnberger oder Hans-Heinrich Reuter herausgehoben, beweisen. Hingegen haben die so zahlreichen biographischen Arbeiten des Schriftstellers Fontane nicht die gleiche Beachtung gefunden, galten sie doch lange Zeit als ›Brotarbeiten‹ des Journalisten (vgl. dazu H. Fischer, S. 188), die nicht neben dem eigentlich ›Poetischen‹ bestehen könnten. Inzwischen ist allerdings allgemein anerkannt, dass es auch eine Ästhetik der Mitteilung gibt und also auch literarische ›Gebrauchstexte‹ der literaturästhetischen Analyse zugänglich sind. Zu Recht fordert Berbig in seiner *Einleitung* eine neue Sicht auf Fontanes pragmatische Texte: »Indem er sich im biographischen Essay ebenso übte wie in literarischen Portraits und sich an patriotischen Sammelbiographien beteiligte, ja selbst seriell Lexikonartikel für die in Mode kommenden biographischen Nachschlagewerke verfasste, zeigte er in dieser Disziplin eine auffällige Beweglichkeit.« (S. 4f.) Eine »Beweglichkeit«, die nicht nur eine neue Sicht auf das fiktionale Werk erlaubt, sondern auch für modernste Überlegungen zur Biographie-Diskussion zu nutzen ist, wie die Beiträge anschaulich belegen.

Der biographischen Neugier und Schreibtechnik Fontanes spüren die 14 in diesem Band versammelten Beiträge nach, die sich den lyrischen Texten, vor allem den acht »Preußenliedern« der Sammlung *Männer und Helden* von 1850 (Hugo Aust, S. 9–18), ebenso zuwenden wie den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, bei denen Michael Ewert »Formen des biographischen Erzählens« beschreibt (S. 95–114) und Helmuth Nürnberger dem »verdeckt autobiographischen Erzählen« nachspürt (S. 115–131). Besonders aufschlussreich sind die Analysen zu den explizit biographischen Texten, weil damit Fontanes besonderer Stellenwert im schillernden Spektrum des Biographiebooms im 19. Jahrhundert kenntlich wird: Roland Berbig stellt Fontanes literarische Porträts zu »York, Havelock, Scherenberg und Schulze« vor (S.19–39), Heide Streiter-Buscher »die nicht vollendete Biographie« zum Landschaftsmaler Karl Blechen (S. 133–172), die sie mit eine Reihe aussagekräftiger Abbildungen ergänzt. Wie sehr Fontane sich als Kunstkenner und Kunstkritiker empfand, wird auch aus Hubertus Fischers Beitrag (S. 187–204) erkennbar: Bei den 44 Artikeln, die Fontane zum »biographischen Lexikon« *Männer der Zeit* (1862) beigesteuert hat, geht es vor allem um Künstlerporträts. Zu Recht fordert Fischer eine vertiefende Beschäftigung mit diesem Typus der biographischen ›Kleinkunst‹ (S. 204), die preußische Historiker, z.B. Heinrich von Treitschke, ebenfalls sehr liebten. Wer sich die Biographik des 19. Jahrhunderts anschaut (vgl. dazu auch Kitzbichler, S. 206), also im Wesentlichen z.B. die Werke vom Typus der unkritisch heroisierenden *Biographischen Denkmale* (1824–30) von Karl August Varnhagen von Ense, die politische Biographik im Dienste Preußens (von Johann Gustav Droysen und Heinrich von Treitschke bis zu Max Lehmann und Erich Marcks) oder die geistes- und kulturgeschichtlichen Biographien von Wilhelm Dilthey, Herman Grimm über Carl Justi bis zu Rudolf Haym und nicht zuletzt die überaus erfolgreiche essayistische Biographik (Otto Gildemeister, Herman Grimm, Karl Hillebrand, Ludwig Speidel u.a.), wird mit Erstaunen feststellen, welchen Freiraum sich Fontane in diesem Genre erobert hat, nicht zuletzt, weil er »Geschichtenschreibung statt Geschichtsschreibung« – so W. von Merckel 1858 – praktizierte (S. 27, Anm. 36). Da Fontane sich dem heroischen Diktum von den Männern, die die Geschichte machen, verweigerte, sind seine historischen Porträts auch immer subjektiv geprägte Entwürfe eines am Schicksal seiner Porträtierten Anteil nehmenden Beobachters, der dennoch viele Quellen und Zeugnisse nutzt und um Verständnis und Zuspruch der Leser wirbt. So tragen diese historischen Schriften schon jene Züge, die später den Epiker auszeichnen werden. Dabei wird eine Beobachtung Wilhelm Diltheys bestätigt: »Ein Typus der Menschennatur steht immer zwischen dem Geschichtsschreiber und seinen Quellen, aus denen er Gestalten zu pulsierendem Leben erwecken will.« Fontanes Neugier, das gilt für das historisch-faktuale wie für das literarisch-fiktionale Werk, richtet sich gern auf Menschen, »die nicht bloß Typ und nicht bloß

Individuum sind«, wie er am 12. 9. 1891 an M. Lazarus schrieb. Zu Recht verweisen deshalb Michael Ewert und Jürgen Lehmann darauf, dass Fontanes Figuren auch »Repräsentanten sozialer Schichten und bestimmter Epochen« seien (Lehmann, S. 52; vgl. Ewert, S. 113). Es läuft also auf ein (literarisches) Spiel hinaus, bei dem sich die Figuren zwischen Singularität und Typik entfalten.

Für solche wichtigen Analogiebeziehungen bzw. Strukturhomologien zwischen Fontanes Geschichtsschreibung und seiner epischen Dichtung sind sowohl Roland Berbigs »Beobachtungen zum Biographen Fontane« (S. 19–39) als auch Walter Hettches Beitrag zur »Biographik und Autobiographik in Fontanes *Von vor und nach der Reise*« (S. 173–186) wichtig. Dabei tritt allerdings ein Problem auf, wenn man – wie Hettche das tut – die Termini »Biographik« und »Autobiographik« auch auf rein fiktionale Werke bezieht. Es spielt für ihn »eine sekundäre Rolle, ob der Gegenstand der Biographik historisch oder erfunden ist« (S. 174). So einleuchtend es ist, dass auch epische Werke seit dem 18. Jahrhundert – denken wir nur an den Bildungs- oder den historischen Roman – meist nach biographischen Mustern konstruiert werden, so sollten wir uns doch, um der zu starken Ausweitung des Gattungsbegriffes zu begegnen, darauf verständigen, zwischen fiktionalen und faktualen Texten zu unterscheiden. Das gilt in ähnlicher Weise für den Beitrag von Hugo Aust, der z.B. die Lyrik vom Typus des »Treu-Lischen«-Gedichtes (1845/51) neben die Lyrik der »Preußenlieder« stellt und damit »Fontanes Arbeitsweg als lyrischer Biograph« erfassen will (S. 10). Wir sollten jedoch beachten, dass sich ein Autor im Fiktionalen, auch wenn er biographische Muster wählt, freier und selbstsicherer entfalten kann als dort, wo er sich auf Quellen und Zeugnisse stützt, die er deuten und einordnen muss. Die von einem Schriftsteller verfasste literarische Biographie sollte also sowohl von einer fiktionalen Erzählung fiktiver Personen, z.B. als Bildungs- oder Entwicklungsroman, als auch vom historischen Roman, der sich fast immer große literarische Freiheiten gestattet, geschieden sein. Ebenso sollte eine Grenze gezogen werden zu faktualen Biographien, die ohne literarischen Anspruch auftreten, weil sie sich z.B. allein der historischen Wissenschaft verpflichtet fühlen.

Dass sich Fontanes Epik meist einer einzelnen Person und deren Lebensumständen zuwendet, also eine Art des »biographischen Schreibens« stattfindet, und dass so manches Werk »auch als ein autobiographisch vielsagender Text zu lesen« sei (Hettche, S. 174, S. 186), sei unbestritten. Wir sollten zwar die Ähnlichkeiten von Schreibtechniken herausarbeiten, aber doch die Gattungsmuster nach faktualen bzw. nonfiktionalen und fiktionalen Werken trennen, wie es auch Roland Berbig in seinem Beitrag getan hat. Bei ihm erfahren wir, welchen Stellenwert die Biographik in der schriftstellerischen Entwicklung Fontanes einnimmt und dass es dabei um ein folgenreiches zeitliches Nacheinander geht: In den 50er Jahren lässt sich Fontanes Neigung zu den ›altpreußischen‹ Vorbildern beobachten, die

ein bewusstes ›Gegenwartsinteresse‹ verrate (S. 27); in den 60er Jahren steigert sich diese biographische Neugier noch – nicht zuletzt unter dem Einfluss der preußischen Geschichtsschreibung. Fontanes »zweckgerichtete Biographik« (S. 32) entdeckt in dieser Zeit die märkische Geschichte, der Autor »agiert als vaterländischer Schriftsteller im Hauptfach des Biographen« (S. 34). Das biographische Interesse »blieb virulent bis in die siebziger Jahre« (S. 35), wandte sich allerdings allmählich vom Historischen ab und übertrug sich auf das Literarische, wo es zum Strukturmerkmal z.B. der Romane wurde, wie es ja auch Hettche beschreibt. Die gesellschaftskritische Sicht auf das (neu) preußische System, in das Fontane seine Figuren stellt, entfaltet sich in den Romanen also auf dem Hintergrund der vorhergehenden biographisch-historischen Studien zur (alt)preußischen Vergangenheit: »in welchem Maße der Erzähler auf den Schultern des Biographen steht« (S.38), ist also eine spannende Frage. Ebenso spannend ist die auch immer wieder in den anderen Beiträgen angesprochene Ebene des Autobiographischen im nonfiktionalen und im fiktionalen Werk, denn beide Bereiche sind immer auch, wie Berbig gerade für die Biographik feststellt, »Teil schriftstellerischer Selbstverortung« (S. 39). Wie sehr Fontane sich selbst in fremde Porträts eingeschrieben hat, betonen auch Hubertus Fischer (»Interpretament der eigenen Biographie«, S. 195) und Helmuth Nürnberger, der mit der Episode vom »Fischer von Kahniswall« aus den *Wanderungen* zeigt (S. 115–131), wie diese in den Band *Spreeland* eingelagerte Erzählung als eine für den Erzähler wichtige »Wunscherfüllungsgeschichte« fungieren könnte: als »der Weg eines Mannes zu sich selbst« (S. 127).

Jürgen Lehmann analysiert hingegen die bewussten, erst in den 90er Jahren entstanden autobiographischen Schriften *Meine Kinderjahre* und *Von Zwanzig bis Dreißig* (S. 41–57). Dabei skizziert er überzeugend eine literarische Technik, die wir heute als sehr modern einschätzen müssen: Fontane verzichtet auf eine harmonisierende Schau seines Lebens und praktiziert eher eine ›offene‹ und sprunghaft anmutende Schreibweise: »die oft, vor allem in Bezug auf die *Kinderjahre*, von der Literaturkritik monierte Detailmalerei, die Anekdote, das Gespräch, die Biographie in der Autobiographie, die reflektierende Abschweifung« sieht Lehmann als ein bewusstes Spiel zwischen »Teil und Ganzem« und als den »prägenden Konstruktionsfaktor« dieser Schriften an (S. 45). Wenn Fontane immer wieder auch in den Werken über die Bedingungen seines Schreibens nachdenkt (S. 46) und sich damit als Erzähler einschaltet, so ist das ein frühes Beispiel für jenes selbstreflexive Moment, das heute fast zum Standard in der modernsten Biographik gehört. Zu dieser eingestandenen Subjektivität, die auch ein faires Dialogangebot an den Leser darstellt, passen auch, wie Lehmann ausführt, die von Fontane so gern genutzten Anekdoten, die »zur Typisierung und Charakterisierung und zur Selbstdarstellung eingesetzt« werden (S. 50). Auch in den anderen Beiträgen wird immer wieder auf Fontanes ausgeprägte Neigung zum Alltäglichen, zum

Allzumenschlichen, scheinbar Nebensächlichen und besonders zur Anekdote verwiesen. Dabei zeigt sich, wie sehr die Sicht auf das Biographische auch das Verständnis der Dichtung befördert: Der Blick auf das »Menschliche« und die »Kleinmalerei« sorgen für eine eigenwillige Art der (biographischen) Schreibtechnik, die wir dann auch in den Romanen wieder finden. Das zeigt besonders anschaulich Wulf Wülfings Beitrag »›Immer das eigentlich Menschliche‹. Zum Anekdotischen bei Theodor Fontane« (S. 59–76). Eine schöne Ergänzung zu diesem Thema stellt Wolfgang Raschs Aufsatz »Schnurren, Lügen und Legenden. Theodor Fontane in der Anekdote« (S. 77–94) dar, denn in dieser pointierten Kleinform wird manches von den Charakterzügen eines Menschen fassbar, die für einen Biographen dann sehr wertvoll sein können, z.B., wenn Fontane meist »als milde, großzügig, tolerant, humorvoll, charmant, altersweise, sehr menschlich« dargestellt wird (S. 84). Gerade mit der »Kleinmalerei« wird ein Kontrastprogramm zum zeitgenössischen biographischen Heroenkult entworfen und statt auf Distanz auf eine »vertrauliche Nähe« gesetzt (Wülfing, S. 74). Dabei stellt sich allerdings die Frage, in welches Spannungsverhältnis solche ›Kleinkunst‹ mit der großen Geschichtsschreibung gerät. Vor der hatte Fontane allerdings keinen »Respekt« (S. 66), er wollte nicht mit ihr konkurrieren, sondern die eher trockenen Geschichtserzählungen beleben und dem Leser Unterhaltung anbieten. So war auch, worauf Wülfing mit Berufung auf Wilibald Schmidt in *Frau Jenny Treibel* zu Recht hinweist, in seinen historiographischen Schriften jenes »Poetische« schon immer gegenwärtig, das »immer recht« habe: »es wächst über das *Historische* hinaus« (S. 75). Im Anschluss daran ließe sich die Frage nach der ›Wahrheit‹ oder der besonderen Erkenntnisleistung literarischer Texte im Vergleich mit wissenschaftlichen Texten stellen – eine Debatte, die bis heute noch nicht abgeschlossen ist, wenn wir an die modernste literarische Biographik, z.B. von Hans Magnus Enzensberger, Peter Härtling, Dieter Kühn u.a. denken.

Ergänzt werden diese auf das biographische Schreiben Fontanes konzentrierten Aufsätze durch drei Arbeiten, die sich generell dem Gattungsproblem der Dichterbiographie zuwenden. Besonders wichtig sind Josefine Kitzbichlers »Beobachtungen zu Fontanes biographischen Lektüren« (S. 205–227). Sie beschreibt Fontanes Neigung zu einer personalistischen Schau, die z.B. über intensive Memoiren- bzw. Autobiographielektüre, also über eine Art des wissenschaftlichen Studiums gesteuert wurde: »Im biographischen Medium [...] erschließt Fontane sich hier die Eckpunkte der preußischen Geschichte, *seiner* preußischen Geschichte.« (S. 212) Es ist sehr aufschlussreich, welche Biographien Fontane zur Kenntnis genommen hat und wie seine Urteile ausgefallen sind, aber ebenso aufschlussreich ist Kitzbichlers Beobachtung, dass er sich mit seiner Lust am Nebensächlichen, an den Anekdoten und kleinen historischen Episoden für einen besonderen Darstellungsgestus entschieden habe, der mit seinem Selbstbekenntnis: »Bruchstücke sind bes-

ser als Ganzes« (S. 227) am besten erfasst wird. Denn mit dieser speziellen biographischen Technik, die sich entscheidend von der im 19. Jahrhundert üblichen, stringent gestalteten und auf ein imposantes Lebensziel zulaufenden Biographik unterscheidet, wird der Bogen zu modernsten Lebensdarstellungen geschlagen, die sich eben auch den lebensweltlichen Totalentwürfen verweigern, sich eher als ›Annäherungen‹ und ›Versuche‹ verstehen. Das zeigt auch Erdmut Wizisla (S. 259–269), der nach den Bedingungen für eine moderne Biographie fragt, indem er Walter Benjamins Kritik an dem zu autoritativen, aber auch zu privaten Ton in Max Brods *Franz Kafka* (1937) als Diskussionsgrundlage wählt und fordert, es müsse bei jedem biographischen Versuch auch die »Möglichkeit des Scheitern« bedacht und mehr auf »Drehpunkte und Brüche«, auf »Takt, Strenge und Maß« geachtet werden (S. 269). Ähnliche Forderungen stellt auch Regine Dieterle in ihrem Beitrag »The Making of Fontane. Neue Wege der Biographik« (S. 229–248). Sie gibt zunächst einen sehr guten Abriss der bisherigen Fontane-Biographik und umreißt dann das Grundmuster ihrer eigenen, im Entstehen begriffenen Fontane-Biographie, die sich auf neueste theoretische Überlegungen zur Biographik stützt: Aufgegeben werden soll das sonst so gern genutzte teleologische Prinzip, das eine stringente Lebensentfaltung von der Jugend bis zum Alter behauptet. An die Stelle eines suggestiven, einheitlichen Lebensentwurfs wird für eine ›Entfabelung‹ plädiert, wie sie auch von der modernen literarischen Biographik – Dieterle verweist ausdrücklich auf Dieter Kühn (S. 243 f.) – praktiziert wird. Verbunden ist damit ein Bekenntnis zu einer bewusst offenen und auch subjektiven Darstellung, die statt »narrative[r] Kohäsion […] eine diskontinuierliche Erzählweise« (S. 240) und eine »Polyperspektive« (S. 245) anstrebt, um das Konstrukthafte jeder Biographie immer bewusst zu halten. Zu Recht wiederholt Dieterle eine inzwischen akzeptierte Maxime in der Theorie und Praxis der Biographik: »Subjektive Sicht schließt aber Wissenschaftlichkeit nicht aus.« (S. 241) Auf eindrucksvolle Weise werden damit auch die schon angesprochenen Schreibmaximen Fontanes aufgerufen, hatte er doch auf seine subjektive Neugier vertraut, sich den großen Harmonieentwürfen verweigert und sich eher dem lebensweltlichen »Patchwork«, der »Collage«, ja einem »dekonstruierenden Verfahren« verschrieben, wie Roland Berbig für die Biographien (S. 37), Jürgen Lehmann für die Autobiographien und Michael Ewert auch für Teile der *Wanderungen* – er spricht von »modernen, montageähnlichen Dokumentationsweisen« (S. 114) – herausgearbeitet haben.

So kann nach der Lektüre dieses wichtigen und anregungsreichen Sammelbandes nur bestätigt werden, was als Klappentext dem Buch beigegeben wurde: »Unter Einbeziehung der Biographieforschung und anderer Fachdisziplinen eröffnet sich ein neuer, produktiver Zugang zu Fontanes Gesamtwerk.«

❑ Helmut Scheuer

Friedrich Paulsen – Weg, Werk und Wirkung eines Gelehrten aus Nordfriesland. Hrsg. von Thomas Steensen in Zusammenarbeit mit dem Nordfriisk Instituut. Husum: Verlag Husum 2010. 271 S. 24,95 €
Klaus Kellmann: Friedrich Paulsen und das Kaiserreich. Neumünster: Wachholtz 2010. 160 S. 16,80 €

Friedrich Paulsen (1846–1908), Professor für Philosophie und Pädagogik in Berlin, war eine international anerkannte Größe. Seine Werke, allen voran die *Einleitung in die Philosophie* (1892), wurden weltweit übersetzt, Harvard und andere amerikanische Universitäten boten ihm Gastprofessuren an, und später hat Mao Tse-tung sein Buch *System der Ethik* als Inspirationsquelle benutzt. Paulsen war in der »Bildungspolitik« (das Wort stammt von ihm) aktiv; ihm verdanken wir, dass in Deutschland die Oberrealschule – heute: das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium – dem altsprachlichen Gymnasium gleichwertig erklärt wurde. Theodor Fontane hat in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens, ab März 1897, mit ihm korrespondiert. Den ersten Schritt hierzu hat Fontane unternommen, aber schon vorher war Paulsen ein Fontane-Verehrer gewesen; er ließ gern im Familienkreis Fontane vorlesen. Erst hundert Jahre nach Paulsens Tod sind seine Lebenserinnerungen vollständig ediert worden (*Aus meinem Leben.* Bredstedt 2008), in einer englischen Version sind sie allerdings schon 1938 in New York herausgekommen.

Zuerst zu dem Sammelband von Thomas Steensen. Er ist vorzüglich ausgestattet – mit umfangreichen Registern, biobibliographischen Zeittafeln, mustergültig gedruckten Fotos (auch aus Paulsens Heimat, er war ein nordfriesischer Bauernsohn) und Faksimiles. Zwei Aufsätze (von Steensen und Heinz-Elmar Tenorth) behandeln Paulsens Leben und seine Stellung an der Berliner Universität. Mehrere Studien besprechen spezielle Werke Paulsens (wobei Dieter Lohmeiers Analyse der Lebenserinnerungen und Helga Bleckwenns Eingehen auf die *Geschichte des gelehrten Unterrichts* besonders zu nennen sind). Bernd Philipsen dokumentiert und diskutiert Paulsens Haltung gegenüber den Juden. Paulsen verdammte den Antisemitismus, erklärte aber, man könne nicht zugleich Jude und Deutscher sein, und forderte die Juden zur persönlichen Entscheidung für das eine oder für das andere auf. Fontane, der »Antisemit«, wie Philipsen zu Recht sagt (S. 156), hat – in seinem Brief an Paulsen vom 12. Mai 1898 – den Juden die Fähigkeit abgesprochen, Deutsche zu sein, wogegen Paulsen in seinem Antwortbrief Widerspruch eingelegt hat. Diese für Fontane sehr beschämende Kontroverse, die natürlich in der Fontane-Forschung längst bekannt ist, wird hier aus dem Blickwinkel der Paulsen-Forschung mit einigen neuen Akzenten dargestellt.

Paulsen war Monarchist (Beitrag von Klaus Kellmann über Paulsens Staatsverständnis und Beitrag von Steensen über die nordfriesisch-bäuerliche Herkunft), war aber auch gegen jede Benachteiligung wegen politischer oder Glaubensgrund-

sätze. So war er eng befreundet mit dem republikanisch gesinnten Ferdinand Tönnies (Beitrag von Uwe Carstens) und setzte sich für die Universitätskarriere des Physikers Leo Arons, eines Juden und Sozialdemokraten, ein (Beitrag von Hans-Christof Kraus). Erhellend ist auch die Studie von Bernhard vom Brocke über Paulsen, den Ministerialdirektor Althoff und den damaligen »Kultusbetrieb«; hier werden auch die eingangs erwähnten Reformen Paulsens herausgestellt.

Alle Beiträge dieses Bandes sind inhaltsreich, kompetent und gut recherchiert. Sie sind auch leicht lesbar, mit Ausnahme des Beitrages von Werner Busch. Buschs jedenfalls beeindruckende Abhandlung über Paulsen und Kant kann wohl nur ein Kant-Kenner richtig würdigen. Natürlich greifen die Beiträge des Bandes inhaltlich vielfach ineinander. Womit sollte man die Lektüre beginnen? Ich empfehle die 22 Seiten, die die Paulsen-Ausstellung in Schleswig 2009 beschreiben, indem sie alle ihre Exponate wiedergeben. Hier erscheint auch dieses bedeutsame Bekenntnis Paulsens: »Von dem Leben und der Wirklichkeit [...] anschauliche Kenntnis zu gewinnen, war mir ein angeborner Trieb; die Bücher und die Bildung kamen mir erst in zweiter Linie.« (S. 227)

Nun zu dem anderen Buch. Der Historiker Klaus Kellmann, den wir schon als Autor in dem Sammelband erwähnt haben, hat auch eine selbständige Veröffentlichung über Friedrich Paulsen vorgelegt. Kellmann deutet Paulsen als einen Mann des Übergangs. Paulsen beklagte die Trennung der Bevölkerung in Hand- und Kopfarbeiter (gerade dies sollte Mao Tsetung faszinieren; S. 88) und bewunderte von daher das Engagement der SPD. Andererseits war er für die überkommene Regierungsform und scharf patriarchalisch eingestellt und vertrat bezüglich der Rolle der Frau in der Gesellschaft einen hoffnungslos konservativen Standpunkt. Kellmann fasst so zusammen: »Er war seiner Zeit pädagogisch weit voraus und hinkte ihr politisch hinterher.« (S. 120) Insgesamt ordnet Kellmann Paulsens Weltbild und politisches Streben in die Geistesströmungen der wilhelminischen Epoche ein.

Kellmanns Stil ist präzise und dabei schwungvoll und mitreißend, besonders wenn er soziale Milieus des wachsenden Berlins beschreibt. (»Berlin boomt, nein: explodiert. [...] An jeder Ecke wird gebaut. Die Deutsche Bank gründet sich. Rudolf Mosse eröffnet das Berliner Tageblatt.« S. 24; »Der Konkurrenzdruck stieg von Tag zu Tag, das Geld lag auf der Straße, aber nicht jeder fand es.« S. 67) Kellmann ist auch polemisch, wenn er die Schwächen Wilhelms II. erörtert. Kellmanns Buch ist eine engagierte und detaillierte Studie über den Geisteszustand des deutschen Kaiserreichs.

Friedrich Paulsen war, so stellt Steensen in seinem Sammelband fest (S. 27), »misstrauisch« gegenüber »dem, was fast alle denken«. Das Zusammenspiel von Modernität und Antimodernität, »das ambivalente Neben- und Gegeneinander von Fortschritt und Beharrung«, wie Kellmann in seinem Buch sagt (S. 122), kennzeichnet die Persönlichkeit des großen Gelehrten Friedrich Paulsen. Dies wird in

den beiden Büchern sichtbar gemacht.

Noch diese Bemerkung: Friedrich Paulsen war lange Zeit fast vergessen, doch die beiden gehaltvollen Bücher lassen annehmen, dass die Paulsen-Forschung immer, wenn auch unauffällig, aktiv war.

❑ MARTIN LOWSKY